

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 34

Artikel: Zehnmal Malespini
Autor: Wehrli, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zehnmal Malespini

Kriminalnovelle von Paul Wehrli

Der Verfasser dieser Geschichte, Paul Wehrli, hat sich vor wenigen Wochen mit seinem im Morgarten-Verlag erschienenen Erstlingsroman «Jeder geht seinen Weg» der schweizerischen Leserschaft vorgestellt.

Wir saßen im Zimmer unseres Freundes Duberson. Duberson war Lehrer für Deutsch und Geschichte an unserer hiesigen Bezirksschule, äusserst beliebt und — wie man allgemein wußte — der letzte Sprosse eines ehemals berühmten Hugenottengeschlechtes, das um seines Glaubens willen Frankreich verlassen und nach jahrelanger Irrfahrt Aufnahme in der Schweiz gefunden hatte. Unser Freund selbst hatte in monatelanger Arbeit und unter Mißachtung aller Spesen, die das Suchen in französischen und schweizerischen Archiven mit sich bringt, einen Stammbaum seines Geschlechtes hergestellt, dessen genaue und gründliche Ausarbeitung ihm die Anerkennung bedeutender Genealogen eintrug. Und hier, beim Betrachten der verschiedenen Blätter, pflegte Duberson stets auf einen roten und dicken Strich hinzudeuten, den er gezogen hatte und neben dem das genaue Datum der Auswanderung seines Urahnen aus Frankreich stand. «Seht!» sagte er jeweils, «mit diesem Manne, der die eigenen Wurzeln aus heimatlichem Erdreich gelöst hat, ist der Fluch der Heimatlosigkeit über ihn und dessen Nachkommen hereingebrochen. Seht! Die Kindersterblichkeit nimmt in diesem Aste zu; Frauen pflanzen zum großen Teile die Linie fort, während finanzielle Verluste, Verarmung und Katastrophen die Lebenskraft dezimieren.»

Obwohl Duberson von Geburt Schweizer war, so schien er nicht in diese Umgegend zu passen. Es war, als würde in ihm, als dem letzten Nachkommen, noch einmal der ganze Adel, der alte Glanz einer edlen Herkunft aufstehen. Es zeigte sich dies in den weichen Zügen des schmalen Angesichtes, dem dunkelbraunen Haar, dessen

Strähne immer und immer wieder über eine ungemein schöne Stirne in das lichte, dunkle Auge fiel.

Ich will gestehen, daß Duberson für uns nicht wegzudenken war. Wir, in der Hauptstadt aufgewachsen, verwöhnt in geistigen und künstlerischen Genüssen, verschlagen durch ein launenhaftes Schicksal in diese kleinbürgerliche Stadt, wir hatten um Duberson einen Kreis gebildet, der Beschäftigung mit künstlerischen und weltanschaulichen Fragen gestattete und uns so Freunde einer höheren Gemeinschaft werden ließ. Immer waren es fünf bis zehn Kameraden, die — alle Jahre hindurch — einmal in der Woche zusammenkamen. Hier und da tauchte ein neues Antlitz auf, ersetzte einen alten Freund, der aus irgend welchen Gründen die Stadt verlassen hatte.

Auch heute — es war ein naßkalter, trüber und regnerischer Novembertag — waren wir versammelt. Duberson — ein glänzender Bach — Interpret — sollte spielen. Der Flügel stand offen in der Mitte des Raumes, daneben eine große Ständerlampe, die ihren milden Schein über das aufgeschlagene Notenblatt, die blitzende Tastatur und den Sessel warf. Links, in der Ecke, gruppierten sich um einen zierlichen Rauchtisch zwei Herren und eine jüngere Dame, während der ehrwürdige Pfarrer des Ortes, im schwarzen Gehrock, das rechts der Türe befindliche Büchergestell absuchte, jetzt auf den Zehenspitzen turmte und zurückgeneigten Hauptes aufmerksam die Reihe des obersten Brettes musterte.

Ich hatte mich am Fenster postiert, den Vorhang zur Seite geschoben, und schaute auf das kleine Städtchen zu unsern Füßen hinab, wo hie und da Licht aus dunkeln

Häusern brach. Links und rechts dehnten sich die schnurgeraden Zufahrtsstraßen, die in regelmäßigen Abständen von Bogenlampen erhellt wurden. Immer noch regnete es. Man sah es am nassen Straßenbelag, sah es am Dunkel des Himmels, der die Welt überspannte.

«Wo ist Krauer?» hörte ich da den Pfarrer fragen. Er war nach vorn gekommen und wandte sich an Duberson, der am Flügel lehnte und mit einer Berufskollegin sprach, einer reizenden Blondine, die kein Auge von dessen Antlitz ließ.

«Krauer wird später kommen.»

Der Pfarrer schob seinen Rock zur Seite und zog die Uhr hervor.

«Später? Es ist zehn Uhr vorbei.» Sich besinnend fuhr er fort: «Krankenbesuch?»

Duberson nickte.

«Man hat ihn um neun Uhr angerufen. Der Fall schien dringend.»

Der Geistliche rieb sich das Kinn und fragte verwundert:

«Krankenbesuch? In meiner Gemeinde?»

«In Ihrer, Herr Pfarrer!»

«Mir ist nichts bekannt! Wissen Sie vielleicht, lieber Duberson, wohin die Fahrt gegangen ist?»

Der lächelte verschmitzt:

«Jawohl, Herr Pfarrer! Krauers Patient pflegt nie unter ihrer Kanzel zu sitzen. Es ist — Malespini.»

«Malespini?»

Ich wandte mich um. Das Gespräch war mit einem Schläge verstummt. Drei helle Gesichtsfelder starrten



Die Weltmarke

Jetzt Fr. 9.75 netto

COINTREAU
Liqueur

Was ist **Ricqlès?**

Bei der großen Hitze gibt Alcool de menthe de Ricqlès mit einem Glas Zuckerwasser ein erfrischendes, wohlgeschmeckendes Getränk von delikatem Aroma.

Bildung
ein wertbeständiges Kapital
für Sohn und Tochter

Französisch Englisch od. Italienisch garant. in 2 Mon. in d. Ecole Tamé, Neuchâtel 31 oder Baden 31. Auch Kurse mit beliebiger Dauer zu jeder Zeit u. für jedermann. Vorbereitung für Staatsstellen in 3 Monaten, Sprach- und Handelsdipl. in 3 u. 6 Monaten.

Wer an **Gicht**
Gichtknoten, Gelenk- und Muskelrheumatismus
Ischias, Lähmungen, nerv. rheumatischen Schmerzen, Neuralgien, Migräne etc. leidet, schicke sein Wasser (Urin) und Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- u. Naturheilmuseum Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903. Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.



MAVRIDES TURKISH
Das echte Orient-Aroma!

65 cts.

JUNOD

Eigener **Süssmost**
für die Familie



vom August bis Dezember täglich frisch von der Presse weg mit dem **Mostfritz**
6 Grössen
Solides Schweizerfabrikat
Maschinenfabrik
BUCHER-GUYER
Niederweningen zürich

durch die Dämmerung hierher. Der Pfarrer hatte wie im Schreck den Kneifer von der Nase genommen und musterte offenen Mundes den Lehrer.

«Nun?» warf ich verwundert ein, «was ist da Sonderbares? Warum soll Malespini nicht eines Arztes bedürfen?»

Wiederum trat Schweizen ein. Der Pfarrer setzte endlich mit einem Ruck den Kneifer auf der Nase fest und kratzte sich im silberglänzenden Haar.

«Sonderbarer Mensch!» sagte er nur.

«Mehr als dieses — ein verbrecherischer Mensch!» bemerkte Duberson.

Dies war mir zu viel. Der Jurist in mir empörte sich bei dieser Verdächtigung.

«Es kommt auf die Tat an, Duberson!» entgegnete ich scharf. «Die Tat entscheidet, ein anderes nicht! Wer nicht der Tat überführt ist, braucht sich den Vorwurf 'Verbrecher' nicht gefallen zu lassen.»

«Die Tat ist Ausdruck der Gesinnung, Korner! Die Gesinnung entscheidet. Dort muß man einsetzen und den Mörder entlarven. Die Tat verdeckt und enthüllt nur halb. Das Gesicht aber zeigt dir den Mörder!»

«Mit dir läßt sich nicht streiten!» winkte ich mißachtend ab. «Die Hälfte der Menschen gehörte nach deinem Dafürhalten ins Zuchtthaus.»

«Die Tat überführt!» höhnte Duberson. «Die Tat? Sie ist ja geschehen... geschehen ist sie vor zwei Jahren, als man den Kaufmann Weckert am Fuße des Schloßhügels ausgeraubt und erschlagen vorgefunden hat. Die Tat überführt, sagst du. Bitte, überführe! Der Mord ist bis heute ungesühnt, weil du den Täter nicht gefunden hast. Für mich aber besteht der Täter. Das Gesicht kennzeichnet ihn — es ist Malespini!»

«Du bist ein Kindskopf!» rief ich da gereizt. «Es ist erwiesen, daß Malespini an jenem Abend Gäste empfangen hat. Er selbst saß zur kritischen Zeit bei Tische, sein einziger Diener servierte... also haben sämtliche Zeugen ausgesagt. Die Vernunft lehrt, daß ein Mensch nicht gleichzeitig an zwei Orten sein kann. Damit ist Malespini's Unschuld bewiesen. Die Grenzen unserer Natur sind die Fundamente der Wahrheit.»

«Er war es trotzdem!» beharrte Duberson. «Der Jurist hat sich durch Beweise übertölpeln lassen! Du glaubtest den Zeugen, Malespini aber nicht. Hättest du ihm und seinem Antlitz Glauben geschenkt, du hättest ihn ohne weiteres verhaften müssen!»

Ich war im Ingrimm gegen das Fenster getreten und schaute in die Nacht hinaus. Ein Wind hatte eingesetzt, zerrte in den das Haus umgebenden Bäumen und warf den Regen klatschend gegen das Glas. Letzte Blätter flatterten an meinen Augen vorbei. Drunten, auf der breiten Straße, wiegen sich die Bogenlampen hin und her.

Hinter mir hörte ich des Pfarrers Stimme:

«Haben Sie Malespini schon gesehen?»

Die Blondine antwortete:

«Ja, er pflegte jeden Morgen und jeden Nachmittag auszureiten. Es ist das unheimlichste Gesicht, das ich je gesehen habe; man dankt Gott, wenn es an einem vorbei ist.»

«Ja... und denken Sie nur», setzte jetzt der Geistliche flüsternd ein. «Denken Sie! Wie er hier vor vier Jahren einzog... in das Schloßchen auf dem Burghügel... da hatten sich ein paar neugierige Jungen vor dem Tore aufgestellt und guckten durch die Eisenstäbe in den Hof. Es hielt ein Auto, aus stiegen Herr und Diener und trugen, in schwarze Tücher gewickelt, einen Menschen aus...»

Ich platzte in Gelächter heraus. Selbst der ehrwürdige Pfarrer schien von der Furcht angesteckt zu sein.

«Ich bitte Sie, lieber Herr Pfarrer!» rief ich, «keine Schauer geschichten! Es war eine Wachsfigur, ein genaues Abbild Malespini's selbst, jawohl, in Wachs geformt! mehr nicht!»

«Ich weiß es ja, Bester!» entschuldigte sich der Pfarrer errötend, «aber es sah immerhin wie ein Mensch aus!»

«Gott! Wachsfiguren!» ließ sich jetzt die weibliche Gestalt aus der linken Ecke vernehmen, «das riecht nach amerikanischen Grusel- und Schauerfilmen!»

«Mag sein!» ergänzte ich, und — mit einem triumphierenden Blicke auf Duberson — setzte ich hinzu, «auf alle Fälle eine Wachsfigur und kein Mensch.»

«Ich weiß es nicht», fügte der junge Lehrer spottend bei. — Jetzt kicherte alles. Ich aber nahm die Gelegenheit war, den Sonderling in Schutz zu nehmen, zu warnen vor der allgemeinen Sucht, sich durch Außerlichkeiten in der Beurteilung von Menschen bestimmen zu lassen.

Malespini habe Freude an Wachsfiguren, wie andere — und damit zielte ich auf Duberson — Freude an alten Dokumenten, an Schmetterlingen und Briefmarken hätten. Sei dies alles als Ausdruck eines unschuldigen Sammeltriebes zu werten, so gehe es nicht an, bei Malespini eine Ausnahme zu schaffen.

«Haben Sie die Wachsfiguren gesehen?»

«Jawohl», lachte ich, «zehnmal Malespini in allen Reungen der Seele!»

Ich freute mich, den inneren Gleichmut wiederum gefunden zu haben und — um Duberson zu versöhnen — legte ich ihm in Freundschaft beide Hände auf die Schultern:

Vorzügliche Ferienbücher für die Jugend

Für Kinder im Alter von 9-14 Jahren

LISA WENGER:

Die Glückseligkeit und andere Geschichten

Mit 16 Illustrationen und mehrfarbigem Umschlag
Ganzleinen Fr. 4.80

Wer seinem Kind ein gutes Ferienbuch in die Hand geben will, sollte gerade dieses Buch nicht übersehen. Es wird eine reiche Fülle an edlem Kindertum, an Phantasie und Anregung ins Kinderland bringen. Die Geschichten sind aber auch für die Erwachsenen ein Vergnügen, auch sie können sich an Lisa Wengers sprudelnder Darstellungskunst. Sei es die Glückseligkeit, die irgendwo mitten in einem unserer heimatischen Seen liegt, auf der Ferienhinder wohnige Wochen verbringen, sei es die phantastische Aufschneider eines gereiften Schneideleins, oder die Abenteuer von vier luftigen kleinen Muffikanten, man ist immer gleich darin und genießt.

JOHANNES JEGERLEHNER:

Kampf um den Gletscherwald

Mit 9 Illustrationen und mehrfarbigem Umschlag
Ganzleinen Fr. 4.50

Unter den Jugendbüchern der letzten Jahre ist dies eines der aller schönsten. Sein Inhalt und die prachtvolle Sprache sichern dem Buch einen großen und bleibenden Erfolg. Wir freuen uns, Eltern und Lehrer aufs wärmste darauf aufmerksam zu machen, denn es ist ein Buch, das geeignet ist, alles Gute in die Herzen zu pflanzen, vor allem auch Liebe zu unserer Heimat, Freude und Begeisterung für ihre wunderschöne Natur. (Aus einer Besprechung)

PAUL VETTERLI:

Ich rede mit Tieren

Ein Jäger erzählt. Mit mehrfarbigem Umschlag
Ganzleinen Fr. 5.80

Ein Weidmann in des Wortes voller, verpflichtender Bedeutung schöpft hier aus dem unverfügbaren Born innigster Einführung und reichlicher Beobachtung. Es sind überzeugende Schilderungen aus heimatischen und fernen Jagdgründen.

Morgarten-Verlag A.G., Zürich

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Das Geld rollt!

Die ARBA eilt jetzt mit Riesenschritten dem Schluß entgegen. — Die Ziehungstermine sind definitiv festgesetzt — Die ARBA verschiebt nicht — 52 1/2 % des Lotterienplanes werden als Gewinnsumme an die Loskäufer ausbezahlt.

Letzte Zwischen-Ziehung 4. September

1 x Fr. 2000.—
1 x Fr. 1000.—
2 x Fr. 500.—
3 x Fr. 400.—
5 x Fr. 200.—
10 x Fr. 100.—
20 x Fr. 80.—
50 x Fr. 60.—
230 x Fr. 40.—
322 Extratreffer = Fr. 21 000.—

Schluß-Ziehung 30. Oktober	
1 Treffer	Fr. 500 000.—
1 "	Fr. 150 000.—
1 "	Fr. 100 000.—
1 "	Fr. 50 000.—
2 "	Fr. 20 000.—
3 "	à Fr. 10 000.—
10 "	à Fr. 5 000.—
10 "	à Fr. 3 000.—
19 983 weitere Treffer	
20 003 Treffer = Fr. 2 000 000.—	

Definitive Schlußziehung 30. Oktober

Nur die ARBA hat einen Haupttreffer von einer halben Million. Der ARBA-Trefferplan ist konkurrenzlos. Verlangen Sie Prospekte. Viertellos Fr. 5.—, halbes Los Fr. 10.—, ganzes Los Fr. 20.—. Pro Serie das Zehnfache. Jede Serie mindestens ein Treffer. Wer bis 3. September Lose kauft, kann zweimal gewinnen, denn alle vom 1. Juli bis 4. September gekauften Lose nehmen — ohne Schmälerung des Haupttrefferplanes — an der Schluß-Ziehung teil. Nützen Sie die letzten, nie wiederkehrenden Doppelglückchancen. Greifen Sie sofort zu!

Arba-Lotteriebüro, Bleicheweg 7, Zürich 2

Postcheck VIII 24.633 · Telefon 70.388

Die Arba verschiebt nicht!

«Weg mit dem garstigen Zeug! Duberson! Ich kam hierher, um deiner Musik zu lauschen! Du verstehst hiervon mehr, als ich von der Juristerei! Darum bitte ich dich, loszulegen und uns eine der herrlichen Fugen Bachs zu bescheren!»

Alles stimmte bei. Der Pfarrer kehrte, die Hände reibend, in seine Bücherecke zurück. Die drei Gestalten, die um den Rauchtisch versammelt waren, räusperten sich und machten sich in den Polstern bequem. Einzig die Blondine erklärte, am Flügel stehen zu wollen, um Herrn Duberson beim Wenden der Blätter behilflich zu sein. In Spannung blickten wir auf unsern Pianisten, der den Sessel zurechtrückte, die Lampe näherzog, die schmalen, langfingerigen Hände emporhob, um sie über die Tasten gleiten zu lassen... als plötzlich, schrill und lärmend, der Fernsprecher zu hämmern begann.

Unwillig schnellte Duberson hoch; jemand murmelte etwas von Satan und Hölle. Schon aber vernahm wir Dubersons Stimme, der hinausgeiffert war und die Verbindungstüre zum Gange offen gelassen hatte.

«Korner?» sagte er, «ja, der ist da!»

Ich sprang auf. Der Lehrer war unter die Tür getreten.

«Korner! Man verlangt dich!»

«Mich?»

«Ja — ein Mord in der Nähe des Schlosses!»

Wie eine Bombe platzte die Nachricht in unsere Mitte. Die beiden Frauen sprangen mit einem Schrei empor; die

Herren hatten die Sprache verloren; einzig der Pfarrer murmelte mit erbleichenden Lippen: «Gott! Mein Gott! Welch schreckliche Zeiten!»

Ich war hinausgeiffert und hatte den Hörer ergriffen. Krauer sprach am andern Ende und berichtete hastig und abgerissen, daß der Lederwarenhändler Lehs unterhalb des Schloßchens angefallen und beraubt worden sei.

«Tot?» fragte ich.

«Nein, Bauern haben den Täter verjagt und vom Opfer abgehalten.»

«Ich komme.»

Ich hängte den Hörer ein, drehte die Nummernscheibe erneut und sah erst jetzt, daß mich die zu Mumien erstarrten Freunde umgaben. Das Ueberfallkommando meldete sich und empfing meine Anweisungen. Duberson, der einzige, den die Meldung nicht aus der Fassung zu bringen schien, überreichte mir Hut und Mantel. Er hatte auch seinen angezogen.

«Du gestattest, daß ich mich anschliese?»

Wir grüßten kurz, eilten das Treppenhaus hinab, durch den kleinen Garten in den Weg, der von der Höhe hinunterführt. Wassermassen stürzten aus den Wolken herab; ein heftiger Wind drang auf uns ein und warf uns den Regen sprühend ins Gesicht. Vorsicht war nötig, denn letztes Laub deckte den steilen Boden, naß und schlüpfrig, und mehr als einmal drohte der Fuß auszugleiten.

Als wir die Hauptstraße erreichten, sahen wir das schwarze Automobil der Bezirksanwaltschaft mit feurigen Augen heransausen. Die Räder piffen und der Wagen hielt an. Ein Polizist sprang heraus und riß den Schlag auf. Wir stiegen ein. Ehe wir Platz genommen hatten, schoß der Wagen mit einem wilden Ruck in die Nacht... die breite Chaussee entlang und mit den Scheinwerfern das nasse Pflaster streifend. Niemand sprach ein Wort. Jemand reichte mir die Schußwaffe. Jetzt eine scharfe Kurve. Wir waren von der Hauptstraße abgezweigt und fuhren langsamer. Links blitzte in senkrechtem Abhang das naßkalte Gestein, auf dessen Felsenkuppe das Schloß Malespinis stand. Rechts zeigten sich zum Teil schon entblätterte Bäume, die Ausblick in ein jetzt schwarz gähnendes Ried und Moor gestatteten.

Licht flammte auf. Wir stoppten und fanden uns dem Wagen Krauers gegenüber. Der Freund, der im Städtchen als Arzt und Gerichtsmediziner amtierte, trat uns regenübergossen entgegen. Einige Jungen — es mochten Bauernsöhne der nächsten Umgebung sein — standen schlotternd und bis auf die Haut durchnäßt neben dem Wege.

«Was ist?»

Krauer berichtete:

«Die Burschen erzählen: sie wollten nach X., als sie Schreie hörten. Sie eilen herzu, machen Lärm. Es ist ihnen, als sähen sie einen Schatten davonleiten. Am Boden aber

nach **Unfällen**
Gelenkschwächen Bänderverletzungen
BAD Schinznach
STÄRKSTE SCHWEFELQUELLE EUROPAS
Kuranstalt:
Pension Fr. 6.50 bis 13.—
Kurhaus Fr. 11.— bis 19.—
Verlangen Sie
Prospekt C d. Direktion

FERIEN IN DER HEIMAT

HOTEL RIGI-STAFFEL
(1600 m ü. M.) bietet Ihnen angenehmen Ferienaufenthalt im Zentrum der Spaziergänge auf dem ausgedehnten Rigi-Massiv. 7 Tage volle Verpfl. (alles inbegr.) von Fr. 60.— an. Tel.: Rigi 60-105.

ELM 1000 m ü. M. (Glärnerland)
HOTEL KURHAUS
Komfort, einger. Haus inmitten gr. Park. 100 Betten. Fl. k. u. w. Wasser. Eigenes modernes Schwimmbad. Garage. Pension ab Fr. 6.50 bis 8.—.
J. HUBER, KÜCHENCHEF

H. Oteller



Achten Sie auf eine hygienische Zahnpflege

Ablagerungen in den Borsten der Zahnbürste sind arge Mikrobenherde, die dem Zwecke der Zahnpflege entgegenwirken. Die Schweizer Zahnbürste IMPLATA kann mit heißem Wasser gereinigt werden, ohne daß die Borsten ausfallen, denn jedes einzelne Bündel ist durch dreizackige Klammern in der eingelegten Metallplatte solid verankert. Die unhygienischen Ablagerungen — die auch das Abbrechen der Borsten begünstigen — werden bei der IMPLATA vermieden. Wählen Sie deshalb für eine bessere und wirksamere Zahnpflege eine



IMPLATA ↑
Zahnbürste mit Metallplatte
Bürstenfabrik Ebnat-Kappel A.G., Ebnat (St. Gallen)

OVO SPORT



300 000 Kilometer
in 10 Jahren. Jeder Kilometer äusserste Konzentration und höchste Verantwortung. Wissen Sie, was das heisst?
Wie die Maschine, so will der Körper sorgfältig unterhalten sein. Je grösser die Beanspruchung, desto ausgeklügelter die Kraftzufuhr. Nachlässigkeiten erzeugen Leistungsminderung und rächen sich.
OVO SPORT ist kompaktester, ballastfreier Energiestoff für unterwegs.

OVO SPORT
stärkt Augenblicke

50 Cts. Überall erhältlich
Dr. A. WANDER A.G., BERN

S.d. 9.

Eine umwälzende Neuerung... Goldene Medaille an der Grande Saison de Paris 1936. Die Crème, die zugleich das Gesicht pudert.

MATYBEL
Zwei Qualitäten: Extra trocken für fettige Haut, halb trocken für neutrale und trockene Haut, beim Kauf ausdrücklich erwähnen. Farben: weiß, naturell, rosig, ocker, rachel, braun. Reklamepackung gegen Einsendung von Fr. 1.30 in Briefmarken. Verlangen Sie auch: Die bräunende Crème Matybel (Reklamepackung gegen Einsendung von Fr. 1.10 in Briefmarken).
Schminkeentferner Matybel } Reklamelasche gegen Fr. 1.75 in Briefmarken
Rosenmilch Matybel, Nachtröhre }
Erhältlich in Apotheken, Parfümerien, Coiffeursalons und einschlägigen Geschäften oder durch **Etablissements Matybel, Dep. A, Meyrin (Genève)**

Im Laden,
im Restaurant



ist eine gepflegte Erscheinung doppelt wertvoll. Eine Reihe gesunder, schöner Zähne trägt dazu bei, Ihnen die Sympathie Ihrer Kunden zu erwerben.
Mit Trybol bleiben Ihre Zähne gesund und schön. Die Zahnpasta entfernt den schädlichen Zahnbelag und verhindert Zahnsteinbildung. Das Mundwasser stärkt das Zahnfleisch und ist ein wirksames Mittel zum Gurgeln bei Halsweh und Katarrh.

Schöne Zähne - Gesunder Mund
durch **Trybol** ↑
Zahnpasta Fr. 1.20 Mundwasser Fr. 3.—

Sil
zum Bleichen ohne gleichen

HENKEL & CIE. A.G., BASEL

liegt Lehs, der bekannte Kaufmann, mühsam nach Atem ringend und unverständliche Worte mummelnd.

«Wo ist Lehs?»

Krauer hatte eben den kranken Malespini verlassen, war in den Hof hinuntergestiegen, als die wilden Schreie zu ihm heraufdrangen. Da war er, jede Vorsicht mißachtend, den schmalen Pfad hinuntergestiegen und war als erster, neben den Bauern, am Tatort eingetroffen. Um den ächzenden Lehs vor der Unbill der Witterung zu schützen, hatte er ihn in das Innere seines Wagens gebettet. Richtig! Hinten, auf improvisiertem Lager, ruhte der Kaufmann, totenblaß und mit geschlossenen Augen, ein weißes Tuch über der Stirne. Hier und da stöhnte er. Wir betrachteten in Ergriffenheit den vornehmen Kopf mit der Adlernase und dem starken Kinn. Der Kragen war geöffnet, ein anderes Tuch, in Flüssigkeit getaucht, lag über dem Halse, und als ich es sachte aufhob, wurden blutunterlaufene und blaue Stellen sichtbar.

In der Zwischenzeit war auch der Photograph in Funktion getreten. Der große Scheinwerfer suchte den Boden ab, wo man im weichen Erdbreich noch die Spuren des bösen Kompfes sah. Aber der sintflutartige Regen, der immer noch in unverminderter Heftigkeit andauerte, hatte bereits die Umrisse verwischt, und man mußte sich beeilen, wenn man noch die letzten Merkmale auf die photographische Platte bannen wollte.

Die Einvernahme der Burdsien ergab kein genaues Bild. Sie bestätigten im ganzen Krauers Aussage. Auf die Schreie Lehs waren sie nach vorn geeilt; als sie aber den mächtigen Schatten davonellen sahen, da hatte sie Furcht davon abgehalten, die Verfolgung des Täters aufzunehmen. «So war es eine große Gestalt?» fragte ich. Ja, sagte der eine; ein anderer widersprach, und der dritte meinte, sie wäre nicht größer als mein Freund Dr. Krauer gewesen. Genaueres hatte keiner wahrgenommen, und ich fand wieder einmal mehr den Satz von der Unzuverlässigkeit unserer Beobachtungen bestätigt.

Wir suchten auf das Genaueste den Boden ab, um irgendwelche Fußspuren zu finden — jedoch vergebens. Die Unvernunft des Regens hatte auch hier zerstörend gewirkt.

Mitten in unsere Tätigkeit meldete Krauer, daß Lehs mich zu sprechen wünsche. Wir kehrten zum Auto zurück. Ich hatte den Schein meiner Taschenlampe auf das Antlitz des Kaufmanns gerichtet, war bereit in das Innere des Wagens zu steigen, als Lehs mit bebenden Lippen stammelte:

«Hören Sie!... es war Malespini!»

«Malespini? Sind Sie sicher?»

«Ja! Ja!» ächzte der Unglückliche und faßte mich beschwörend am Arm, «er selbst und kein anderer!» Lehs hatte die in Todesangst geöffneten Augen — sie drohten aus den Höhlen zu springen — in mein Gesicht gekallt. Jetzt zitterte er, neigte den Kopf zur Seite und weinte: «Mein Geld! Mein Geld! Ich bin ruiniert!»

Vor dem Auto, den einen Fuß auf dem Trittbrett, stand Duberson. Er hatte die Begegnung durch das Fenster verfolgt und schien auch die furchtbare Anklage gehört zu haben. Ich wandte mich an Krauer, der neben ihm stand.

«Du hast gehört, was Lehs gesagt hat?»

«Nein.»

«Er behauptet, von Malespini überfallen worden zu sein.»

«Durch Malespini?»

Krauer, der kleine dicke Krauer, lachte hell auf:

«Durch Malespini? Lehs ist verrückt, wenn er solches zu äußern wagt, denn Malespini ist krank... bettlägerig. Er hatte durch mich ein Schlafmittel erhalten. Ich saß an seinem Bette, redete und plauderte mit ihm, bis er eingeschlafen war.»

«Ist das wahr, Krauer?»

«Was zweifelst du? Lehs leidet an Halluzinationen; dies ist der Sinn seiner Rede. Er ging am Schloße vorbei, dachte an den unheimlichen Insassen, und als er überfallen wird, glaubt er in dem Gegner das Bild seiner überreizten Phantasie zu erkennen. Furchtpsychose! Die Phantasie projiziert nach außen...»

Hier wurden wir durch heftigen Lärm unterbrochen. Eine Sirene heulte durch das Dunkel der Nacht. Ein Auto-Camion ward sichtbar. Kurze Befehle ertönten, und vom stoppenden Wagen sprang eine Schar uniformierter Polizisten herab. Der Offizier trat auf mich zu.

Ich fand es für zweckmäßig, das Schloß umzingeln zu lassen. Die Gruppen verteilten sich, kletterten an Felsen hoch, und jeder nahm seinen Beobachtungsposten ein. Wie mit Glühwürmern umgeben, sah das Gebäude aus. Lichter suchten den Boden ab, um Halt für die Füße und Sicht für die Augen zu finden.

Als der Polizeioffizier, Krauer, Duberson und ich zum Schloßchen emporstiegen, hörten wir Lehs Stimme, der dringend bat, mitgenommen zu werden, da er sich genügend bei Kräften fühle. Anfängliche Bedenken Krauers zerstreute er, indem er ohne jede Hilfe aus dem Wagen kletterte, hierauf, von einem Polizisten und dem Arzte gestützt, den Weg unter die Füße nahm.

Es ist hier am Platze, den Leser mit der Oertlichkeit und dem Schlosse vertraut zu machen und das wiederzugeben, was Duberson aus seinem Wissen zu berichten wußte. Wann hier erstmals ein Gebäude errichtet worden ist, weiß man nicht. Fest steht einzig, daß die Freiherren

von Regensburg als erste Besitzer einer Burg auf diesem Felsbühl bekannt sind. Die Lage war auch günstig. Der Hügel gewährte Schutz und Schirm. Von der Zinne der Burg ließ sich die Gegend überschauen, gestattete auch, die Zufahrtsstraße der Stadt zu überwachen und friedfertige Händler zu belauern und auszurauben. Dreimal wurde die Festung von den Städtern belagert; dreimal sank sie in Schutz und Staub, um jedesmal wieder auf erbaut zu werden. Während Jahrhunderten diente das Gebäude als Kerker, wurde dann im 18. Jahrhundert, als man zum Bau eines eigentlichen Zuchthauses schritt, an einen Patrizier verkauft, der die Festung bis auf die Grundmauern niederlegte und an ihrer Stelle das Schloßchen errichtete. Damals entstand die lange Fassade, die man, von der Hauptstraße her, so stolz hinter Kastanienbäumen aufsteigen sieht. Zwei Seitenflügel schloßen sich an und bildeten so einen Hof, in der Mitte mit dem zierlichen Brunnen geschmückt, zu dem man eben auf dem Wege, den wir beschrritten, hinaufstieg.

Es sei hier erwähnt, daß der Bau später wiederum an die Stadt fiel, die ihn zur Waisenanstalt machte, dann — als die Räumlichkeiten den Bedürfnissen nicht mehr genügten — erneut zu verkaufen trachtete. Aber sonderbarerweise fand sich kein Käufer mehr, sei es, daß niemand Lust empfand, den Burghügel zu bevölkern, oder aber durch das hartnäckige Gerücht, wonach das Gebäude der Tummelplatz nächtlicher Geister sein soll, abgesehen wurde. So stand das Schloß während Jahrzehnten unbewohnt und verlassen da, bis endlich Malespini auftauchte, dasselbe mietete und der Stadt damit, wenn auch nicht große, so doch regelmäßige Einnahme brachte.

Dies hatte Duberson, der sich als gründlicher Kenner der Lokalgeschichte des Städtchens entpuppte, den aufmerksam hordenden Offizieren berichtet, als wir auch vor dem Gitter standen, das den Hof abschließt. Alle Fenster waren verdundelt. Regen klatschte auf steinernen Boden. «He! He! He!» schrie ich da durch den Hof, in dem das Echo gurgelte, rüttelte an den hohen Stäben... siehe!... da kam aus irgend einer Türe des Schlosses eine Gestalt, die Laterne in der Hand, langsam auf uns zu. «Öffnen Sie!» rief ich hinüber, «öffnen Sie! Polizei!» Die Gestalt — es mochte ein älterer Mann sein — hielt hierauf inne und kehrte um.

«Was soll das?» zürnte ich.

«Gedulden Sie sich!» sagte der Offizier, «er holt den Schlüssel.»

Endlich kam der Mann wieder, schwenkte während des Gehens seine Laterne hin und her, und man vermochte den Unkrautacker zu erkennen, der zwischen den Steinplatten wucherte. Der Diener öffnete zagend. Ich stieß das knarrende Tor auf.

«Führen Sie uns sofort zu Herrn Malespini!»

Der Mann hielt zitternd die Lampe hoch, betrachtete mißtrauisch die Gruppe und stotterte:

«Es geht nicht. Herr Malespini ist krank.»

Merkwürdig sah dieser Diener aus: ein völliger Glatzkopf mit stehenden, schwarzen Augen, glatt rasiert, im schwarzen hochgeschlossenen Anzug und — wie uns allen auffiel — mit schiefen Schultern. Ich stieß ihn zur Seite und winkte den andern. Wir entzündeten unsere Taschenlampen und schritten voran.

Gras, Blätter, dazwischen Steinfliesen, die zu einem Eingange führten, von dessen Höhe eine Teufelsfrazze herniedergrinste... Dann in ein Treppenhaus... an den Wänden Gipsreliefs; Frauen in fliegenden Gewändern tastete der Schein unserer Lampen ab, verfiel sich in unzähligen Spinnnetzen, die die Ecken füllten. Müffiger Geruch beschwerte die Sinne. Man scheute sich, das schmiedeeiserne Geländer zu berühren. Schmutzig und frevelrisch verwahrlost zeigte sich das Innere des einst so prächtigen Baues. Keine Hand hatte hier seit Jahrzehnten zum Rechten gesehen; weder Gas, noch elektrisches Licht sorgte für Beleuchtung. Dunkel und gähnend starrte alles, als wartete es auf die Vernichtung.

«Krauer!»

«Ja.»

«Du warst bei Malespini. Geh' du voran! Du weißt am besten, wo er ist.»

Der kleine Krauer ergriff eine Lampe, mit der andern Hand stützte er Lehs, und wir stiegen nun zwei Treppenabsätze hoch, waren im Begriffe in einen langen Gang einzubiegen... da stieß Lehs einen Schrei aus.

«Was ist?»

Lehs bebte am ganzen Körper; Schweiß war auf die Stirne getreten. Er zeigte auf eine Stelle, die vorher Krauers Lampe flüchtig gestreift hatte. «Dort!» murmelte er, «dort steht er!» Drei Lichtkegel durchdrachen die Nacht in der angedeuteten Richtung und... jeder von uns verstummte... denn dort stand Malespini, unbewegten Antlitzes... den Mund... dieses häßliche breite Gesicht zum satanischen Grinsen verzerrt... das Rot der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge flammte auf. Dann diese kurze und krumme Nase, die tiefen Augenlöcher und die niedere Stirne, alles wild umbrandert von wirrem braunem Lockenhaar, das beinahe bis auf die Schulter fiel. Ja, da stand er... im grauen Sportanzug, der sich erst unter dem Kinn schloß, in der grauen Hose und den anschließenden schwarzen Gamaschen... Malespini, wie er immer gekleidet war, wenn er jemals sein Haus verließ.

Unser Schweigen wurde durch Krauer unterbrochen, der mich erinnerte, dies auch schon gesehen zu haben.

«Wachsfigur — Nummer 1.»

Wir schritten weiter. Und jetzt offenbarte sich das Sonderbare. Die Länge des tiefen Ganges entlang zeigten sich in regelmäßigen Abständen diese Wachsfiguren, alles Abbilder Malespini selbst, Schauspielerfrauen... Schreck, bald Hohn, bald Wut, bald Schmerz in Starre gebunden... die Arme gehoben, hier gesenkt, gekrallete Finger, gefaltete Hände dort, dann bebende und hier gestraffte Knie. Zehnmal Malespini in den virtuosesten Aeußerungen seelischer Erregung, Masken, die einen Mimen in Raserei versetzen mußten.

Wir waren am Ende des Ganges angekommen und bogen in den Seitenflügel ab. Krauer blieb vor einer Tür stehen. «Hier!» sagte er, «hier ist das Krankenzimmer.» Er horchte einen Augenblick, war im Begriffe zu klopfen, als die Türe von innen geöffnet wurde. Der Diener, den wir drunten stehen gelassen hatten, trat mit einem dreiarmligen Leuchter heraus, auf dem Kerzen ihr goldenes Licht ausbreiteten.

«Treten Sie ein!»

Wir waren erstaunt, im Gegensatz zur Unordnung des Hauses, einen kleinen, beinahe spießbürgerlich wirkenden Raum vorzufinden, der in blitzender Sauberkeit strahlte und jeder Hausfrau zur Ehre gereicht hätte. In der Mitte befand sich ein runder Tisch, auf den der Diener den Leuchter stellte. Vorhänge schmückten die beiden Fenster, auf deren innerem Gesimse Topfpflanzen, verkümmerte Geranien standen. Ein Sekretär zierte die Ecke. Belanglose Bilder und Photographien hingen an den Wänden. Uns gegenüber stand das Bett, in dem Malespini, bis zum Halse zugedeckt, schlummerte, hier und da wie ein Kind wimmerte und im Schmerz zuckte. Häßlichkeit zeichnete ihn, und wie er jetzt für Augenblicke stille lag, zweifelte man, ob er lebend oder bloß eine der tausendenden Wachsfiguren sei. Der Offizier schürtelte sich, und Duberson bemerkte leise: «Zehnmal Malespini!»

Krauer neigte sich über das Bett und rief den Kranken an. Der öffnete die Augen, richtete verwundert seine Blicke auf uns, und ich bemerkte, wie Lehs den Arm des Offiziers preßte.

«Was wollen Sie?»

Langsam kroch er aus seinem Bette hervor, stellte die Füße auf den Boden, während unheimlicher Glanz in die Augen stieg. Mechanisch schlüpfte er in den Schlafrock, den ihm der Diener gereicht hatte und fragte zum zweiten Male drohend und finster:

«Was wollen Sie?»

«Herr Malespini!» erwiderte ich da, «ich bedaure, Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten zu müssen, aber der Herr hier» — ich zeigte auf den furchtsam zurückgewichenen Lehs — «behauptet, von Ihnen überfallen und ausgeraubt worden zu sein.»

Malespini hatte nicht richtig gehört. Er sann vor sich hin und griff nach der Stirne.

«Von mir?»

«Von Ihnen!»

Jetzt schien er erst die Bedeutung der Worte erfaßt zu haben. Er machte einen Schritt gegen Lehs. Dann aber lachte er zischend und wandte sich an den Arzt:

«Herr Doktor?»

Krauer zuckte hilflos mit den Schultern:

«Ich habe es dem Herrn Untersuchungsrichter ja schon gesagt, aber er glaubt mir nicht. Er will es von Ihnen selbst bestätigt hören.»

Malespini kehrte sich mir zu:

«Wo soll das geschehen sein?»

«Vor dem Schlosse.»

«Wann?»

«Nach zehn Uhr.»

Nach zehn Uhr, fuhr Malespini spöttisch fort, «hatte das Schlafmittel meines Arztes bereits seine Wirkung getan, denn ich erinnere mich nicht, irgendwelche Geräusche gehört zu haben.»

Damit zog er seinen Schlafrock aus, schlüpfte unter die Decke und — im Begriffe, sich gegen die Wand zu kehren — höhnte er:

«Verschonen Sie mich mit Albernheiten! Ich fühle mich krank und habe Ruhe nötig. Gute Nacht, meine Herren!»

Das Gebaren Malespini versetzte mich in Wut. Mehr noch aber irritierte mich der stehende Blick des Dieners, der unvershämmt und frech auf mir ruhte. Ich spürte diese Augen im Rücken, im Genicke, am Arm, so, als versuchten sie mich zu durchdringen und einzuschüchtern. Ja, dies Gefühl steigerte sich so, daß mich plötzlich Leere befahl und ich mich mit Gewalt nach oben reißen mußte.

«Dies ist Ihr Diener, Herr Malespini?»

Der Schloßherr wandte seinen Kopf herum.

«Ja.»

«Sie und der Diener sind die einzigen Bewohner des Schlosses?»

«Nur wir zwei und — wenn Sie wollen — die Wachsfiguren.»

Eine Pause entstand. Von draußen drang der Lärm hallender Schritte herein. Es war die Polizei, die das Schloß durchsuchte.

«Ist es gestattet, die Wachsfiguren in näheren Augenschein zu nehmen?»

Malespini lachte:

«Wie Sie wollen! Tun Sie es, wenn Ihnen dies von Nutzen sein kann! Aber hüten Sie sich ja, die Figuren zu verletzen! Ich verstehe in diesen Dingen keinen Spaß.»

(Fortsetzung Seite 1089)

Er nickte dem Diener zu. Der ging hinaus und kehrte mit einem andern Leuchter zurück.

«Kommen Sie!»

Malespini bemühte sich aufzustehen. «Sie bleiben in der Obhut Ihres Arztes!» sagte ich kurz.

Hämisch grinsend verzog der Sonderling den breiten Mund:

«Sie haben eine sorgsame Art, mit mir umzugehen.»

Draußen im Gang schritt der schiefschultrige Diener voran, den Leuchter in der erhobenen Rechten, dessen Schein tolle Schatten an Wände und Decken warf. Die Schritte dröhnten dumpf und hallend gab das Echo Antwort. Der Diener führte uns vor die erste Figur, die in der Ecke stand, dort, wo der Seitenflügel von der Hauptfassade abzwiegt. Die Gestalt Malespinis war hier nach vorn geneigt, servil, untertänig, lächelnd und zeigte mit der Hand nach hinten.

«Die Gestalt ist aus Wachs?»

«Ja», nälerte der Diener. «Sehen Sie!» Er drückte auf den Arm der Statue, der sofort nach unten wich. «Einzeln der Figuren sind mit Gelenken versehen, mit Gliedmassen, wie wir sie haben. Hals und Kopf können gedreht werden. Einige weisen Fingergelenke auf.»

Damit schritt er zur folgenden Gestalt, der er durch einen Stoß den Unterkiefer nach oben drückte und den Mund verschloß. An einer anderen zeigte er, wie sich die Hand zur Faust verwandeln ließ. Jetzt stand er vor einer Statue still, die lediglich Wut in ihrer schrecklichsten Form ausdrückte. «Diese Figur», sagte der Diener, «weist keine Gelenke auf. Hier galt es die Wut festzubannen, sie allein.» Wir schwiegen lange. Die Kerzen flackerten und warfen Licht in diesen aufgerissenen Rachen, gleich dem eines tobenden Gorillas, Schatten fuhren darüber hin, und alles wirkte so lebendig... die gekrallten Hände... die Zornesadern an Hals und Stirne, daß ich unwillkürlich fragte:

«Auch dieses ist Wachs?»

Statt zu antworten, zog der Diener eine Nadel heraus und stach damit die Figur in die Wange. Ich war beruhigt. Wäre dies ein Mensch, er hätte in Schmerz herausgebrüllt.

Wir hatten bereits acht der Statuen hinter uns gelassen, als der Diener leiser zu gehen begann. Das Licht in seiner Hand zitterte und er blieb jetzt in Bewegtheit vor dem toten Malespini stehen. Ja, so mußte Malespini aussehen, wenn er im Sarge liegen würde, ausgestreckt, leblos und kalt! Vielleicht war dieses Gesicht das Ergreifendste aller... der im Schmerze halb geöffnete Mund und die eingefallenen Wangen... die gesenkten Augenlider und darüber die buschigen Brauen. Eine unsichtbare Macht ging von diesem Toten aus. Waren wir vorher erschreckt, geängstigt worden, so wollte von hier aus eine unnennbare Wemut sich unser bemächtigen.

Starr standen wir und sahen, wie der Diener mit der Nadel in des Toten Wange stach. Wir sahen es, und auch Duberson stand später, daß ihn nirgends so wie hier Schmerz bei dieser Handtierung erfährt habe, als wäre es Frevel, was hier der Diener tat, als störte er wirklichen Totenfriede...

Als wir in das Krankenzimmer zurückkehrten, schlief Malespini. Wir erschauerten, als wir die Ähnlichkeit des Schlafenden mit dem Toten erkannten.

*

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die ganze Untersuchung uns nicht einen Schritt der Lösung des Rätsels näherbrachte, daß das Durchwühlen des Schlosses, das Abtasten der Wände und Mauern, das Durchforschen der Kellerräumlichkeiten nach Geheimgängen und Nischen unsonst war. Auch der Kriminalist, der in später Nacht noch von der Hauptstadt eingetroffen war, vermochte nichts Neues herauszubringen; nicht das geringste Indiz ward zutage gefördert, das die Behauptung des überfallenen Lehs stützt und getragen hätte.

Aussage um Aussage standen sich gegenüber, und ich will gestehen, daß mir der Fall nicht geringe Sorge und ruhelose Nächte verursachte. Einerseits kannte ich Lehs als klugen und verständigen Mann, der, als ich von der Möglichkeit einer Sinnestäuschung bei der nächtlichen Begegnung sprach, in die größte Aufregung geriet und sich persönlich beleidigt und entwürdigt fand. Andererseits aber wurde das Alibi Malespinis durch die Aussagen Krauers einwandfrei bestätigt.

Auch die mannigfachen Erkundigungen, die man einzog, vermochten nicht, den Schloßherrn zu belasten. Er war ein Sonderling stets und immer gewesen, und überall, wo er aufgetaucht war, hatte sein Aussehen den Boden für wilde Gerüchte und tolle Behauptungen gebildet. Wo ein Verbrechen vor sich ging, wurde er eingezogen, um jedesmal wieder gerechtfertigt entlassen zu werden. Gerade dieser Umstand schien auch der Grund seiner Ruhelosigkeit zu sein. Für ewig durch Häßlichkeit gezeichnet, durch ungeschriebenes Gesetz damit für verfermt und ausgeschlossen erklärt, raste er in der Welt herum, von Schweden nach Italien, von Spanien nach Ungarn, hausend in alten Festungen und Burgen, um jedesmal aufgeschreckt das Land zu verlassen, sobald in der Umgebung ein Mord oder Raub geschehen war.

Er war Florentiner von Geburt und Sohn eines wohlhabenden Wüstlings. Die Mutter hatte er nie gekannt. Es

hieß, sie sei eine Dirne gewesen, die sich nach ihrer Genesung aus dem Staube gemacht habe. Silvio — so hieß der Sonderling — hatte noch einen Zwillingsbruder Benedetto besessen, der jedoch im Alter von achtzehn Jahren zu Florenz gestorben war. Der Vater, dies sei zu seiner Ehrenrettung gesagt, hatte den beiden Knaben die beste Erziehung angeeignet lassen, hatte mit keiner Ausgabe gespart, bis er und Benedetto im Zeitraum von vierzehn Tagen durch dieselbe Todesursache dahingerafft wurden. Silvio vererbte darauf das väterliche Vermögen und trat seinen unsterblichen Lauf durch die Welt an.

Uebrigens ist mir aus jenen Tagen ein Ereignis in lebhafter Erinnerung. Da Malespini krank war, nach des Arztes Befehl ausdrücklich der Ruhe und Schonung bedürfte, hatte ich mich in der Folge mehrere Tage hintereinander auf das Schloß zu begeben, um dort den Kranken zu verhören. Jedesmal bat Duberson, mitkommen zu dürfen, und immer willigte ich ein, weil ich auf Dubersons Verschwiegenheit rechnen konnte und weil seine Art, den Fall zu betrachten, mich davor bewahrte, einseitig und blind einer bestimmten Bahn zu folgen. Während ich nun an Malespinis Bette saß, war Duberson anfänglich auf- und niedergegangen, blieb dann vor einer Photo stehen.

«Dies ist das Bild Benedetto?»

Malespini und ich sahen nach der Wand, wo das Bild eines vielleicht zehnjährigen Knaben hing. Obwohl unentwickelt, zeigte sich bereits hier die gesamte Anlage des un menschlichen Antlitzes.

«Wieso kommen Sie auf das?» fragte Malespini lauernd und stützte sich mühsam hoch. «Dies bin ich!»

«Nein, Nein!» erwiderte Duberson bestimmt. «Dies ist nicht Silvio Malespini. Sehen Sie! Hier unter dem Bilde hat ein Name gestanden. Man hat ihn wegkratzt, schön und sorgfältig. Es muß dies eine kleine Schrift gewesen sein; kleinere Buchstaben zu setzen ist fast unmöglich. Nun, wenn dies Silvio heißen soll, ist der Streifen entschieden zu lang. Hier kann nur Benedetto gestanden haben.»

Malespini schien für Augenblicke der Sprache beraubt zu sein. Dann lachte er.

«Ob Benedetto... ob Silvio... s'ist eines! Wir glichen wie ein Ei dem andern, und nie hat ein Lehrer uns zu unterscheiden vermocht. Wir heimsten gegenseitig für einander Prügel und Lob ein. Nun... er starb... ließ mich zurück, und mir bleibt nicht anderes, als in den Spiegel zu schauen, wenn mich Heimweh nach meinem Bruder packt.»

Merkwürdig. Er wollte das Bett verlassen, wurde böse und das Gesicht verfinsterte sich, als man ihn daran hindern wollte. Unter dem Kissen zog er den Schlüssel hervor, schritt damit zum Sekretär, wo er eine Schublade öffnete. Ein großes gelbes Kuvert warf er auf den Tisch.

«Bitte!»

Ich öffnete. Eine schwarzzüränderte Todesanzeige aus dem Jahre 1898, eine Bescheinigung der Zivilstandsbehörde von Florenz über das erfolgte Ableben Benedetto, sowie ein ärztlicher Attest waren darin.

«Warum das?» fragte ich, «wir wissen dies längst!»

Malespini hatte seine Augen auf Duberson gerichtet. Wir gingen. Draußen stießen wir auf den schiefschultrigen Diener, der die Kleider der Wachfiguren büstete.

Wie wir den Weg vom Schloß hinuntersritten, über Laub und Schmutz, stand Duberson still und lachte.

«Warum lachst du?»

«Es hilft ihm alles nichts — er ist es trotzdem gewesen!»

Jetzt hielt ich inne.

«Du hast eine sonderbare Art mit Angeschuldigten umzuspringen. Beweis!»

«Beweis!» blinzelte der junge Lehrer und knüpfte den Ueberzieher fester, «zwei Fliegen auf einen Schlag: das Schlafmittel zur Zeit der Untat, und der Beweis für das Ableben des Bruders!»

«Mein Lieber!» sagte ich da ernst, «die zwei Dinge genügen, um die völlige Unschuld Malespinis zu beweisen.»

«Für dich, für den Juristen!» rief da Duberson, «der an Beweise glaubt und so den Täter sucht. Nicht aber für den, der den Täter kennt und weiß, daß nur die Unwahrheit des Wahrheitsbeweises bedarf.»

«Du bist ein Esel!»

Duberson lachte wie ein Junge in den Morgen hinaus.

*

Das Wunder geschah. Von diesem Augenblicke an änderte sich das Verhalten Malespinis mir und Duberson gegenüber. Besonders an der nähern Bekanntschaft mit dem Lehrer schien dem Sonderling viel gelegen zu sein, denn, im Anschluß an einen unserer Besuche, lud er Duberson ein, sich seine Bibliothek näher anzusehen, eine Büchersammlung, die den verwöhnten Bibliomanen in Begeisterung hinreißt mußte. Alle italienische Texte, Erstausgaben berühmter Werke, ein Arsenal alter Zeichnungen und Pläne, historische Dokumente, Folianten mit Eisenschmieren, deren Blätter Jahrhunderte zählten, standen hier in langen Reihen aufgestellt, ein Bestand, der durch den schiefschultrigen Diener fein säuberlich katalogisiert und in Ordnung gebracht worden war. Du-

berson verbrachte ganze Nachmittage in diesem Raume des Schlosses, kletterte auf Leitern herum, durchstöberte die Regale und vertiefte sich mit einer wahren Andacht über die Blätter oder studierte, mit einer Lupe bewaffnet, in Eifer den alten Text.

Auch mit Malespini kam er ins Gespräch, und stundenlang haben die beiden oft auf der Bibliothek miteinander gesprochen. Insbesondere die Geschichte Italiens, und hier wieder die Geschichte von Florenz, bildeten den Gegenstand ihrer Erörterung, wobei sich Malespini als ein Kenner von außergewöhnlichem Format erwies. Er haßte, dies ging aus allen Gesprächen einwandfrei hervor, jede Demokratie, schwur auf die Diktatur und ließ unter allen Geschichtsschreibern einzig Machiavelli gelten.

Als mir Duberson einst von einer solchen Begegnung, die am Vorabend stattgefunden hatte, berichtete und insbesondere die unerbittliche Logik des Florentiners rühmte, blinzelte ich dem Freunde schelmisch zu:

«Und — hältst du ihn immer noch für einen Mörder?»

«Warum sollte ich nicht?» gab Duberson zur Antwort. «Hast du etwas gefunden, das ihn entlastet?»

«Alles entlastet ihn!»

«Das heißt», scherzte der Freund, «daß mein Verdacht immer noch zu Recht besteht.»

«Aber sein Verhalten versucht — und nur dir gegenüber bemüht er sich — deinen Verdacht zu entkräften.»

«Eben! Und weil er sich bemüht — ist er der Schurke!»

Der Winter ging vorüber und der Frühling kam ins Land. Er kam mit Ueberfülle wärmenden Sonnenlichtes, zauberte die Welt in Grün und Blüten und rief die Schwärme frühzeitig zurück.

Gras schien über den unaufgeklärten Raub gewachsen zu sein. Der prachtvolle Frühling hatte die Erinnerung an die naßkalte Herbstnacht ausgewischt. Niemand sprach davon; unsere musikalischen Abende verliefen ohne jede Störung und ohne irgendwelche Erwähnung des eigentümlichen Falles. Nur Duberson und mich beschäftigte noch die Angelegenheit. Der Fall war nicht gelöst, noch wartete ein Verbrechen auf die ihm gebührende Sühne, und solange dies nicht geschehen war, ließ mir das Gewissen keine Ruhe. Immer noch arbeitete ein Gärtner als Beobachter in der Nähe des Schlosses, und immer noch schritten zur Nachtzeit Polizeipatrouillen die Gegend ab.

Malespini hatte seine alte Gewohnheit wieder aufgenommen. Morgens um zehn Uhr verließ er auf seinem feurigen Schimmel sein Haus, ritt in der Gegend umher, kehrte nach Mittag zurück, um gegen 5 Uhr das Spiel noch einmal zu beginnen. Stets kam der Diener auf den Hufschlag ans Gittertor, öffnete und schloß hinter dem Herrn zu.

Immer noch arbeitete Duberson in Malespinis Bibliothek. Immer noch verbrachte er Abende im Gespräch mit dem Sonderling oder ganze Nachmittage, über einen alten Folianten gebückt, im hohen Büchersaal.

Einmal zeigte der Florentiner dem jungen Lehrer ein unscheinbares Buch mit belanglosem Einband, Halbleinen, braun und weiß gefleckt. Er lächelte bedeutungsvoll:

«Sehen Sie sich doch mal dieses Werk an!»

Duberson ergriff es und blätterte, las darin und schrie plötzlich:

«Das ist ja Machiavellis »Geschichte von Florenz«. Und, wie ich sehe, eine der ersten Ausgaben hiervon. Wie kommen Sie dazu?»

«Auf die einfachste Art der Welt. Ich durchstöberte ein Antiquariat. Unter belanglosen Büchern fand ich diesen Schatz in belanglosem Gewande.»

(Schluß folgt)

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Lösung zu Fall 14: Die Revolverkugel

Fortsetzung von Seite 1080

Der Mord ist im Jahr 1931 in Berlin geschehen. Die Kriminalkommissare gingen davon aus, daß der Täter im Lauf des letzten Jahres aus Amerika in das Land kam. Sie ließen sich die Passagierlisten aller aus Amerika im letzten Jahr angekommenen Dampfer von sämtlichen Schiffahrtsgesellschaften geben. Sie prüften alle diese Listen nach Personen durch, die theoretisch als Täter in Frage kamen. Ein kleiner Teil der Passagiere blieb übrig, dem man unter Umständen die Tat zutrauen konnte. Diejenigen schied aus, die am Tag der Tat nicht in Berlin waren. Am Schluß blieben 10–12 Personen übrig, die nun die Kriminalkommissare in Bezug auf ihre Lebensführung, ihre Geldeinnahmen und Ausgaben überwachten. Schließlich erschien ein Artist verdächtig, der sich bei dem Nachweis seines Alibis und auch sonst in Widersprüche verwickelte. In seinem Zimmer fand man auch die amerikanische Pistole, aus der der Schuß abgegeben wurde. Er gab die Tat zu.